

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Am toten See.

Roman von Robert Kohlrausch.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Ueber dem Park lag die große, sonnige Stille des heißen Tages. Die Schwalben allein, die pfeifend hin und wider schossen, brachten leise, helle Töne in das tiefe Schweigen. Aber nun — Bassow hatte wohl eine halbe Stunde am Fenster dort gestanden — erwachte plötzlich ein anderer Klang. Musik! Die Akkorde eines von unsichtbaren Händen gespielten Klügels kamen durch den Sommenglantz daher. Und eine Stimme gefellte sich zu diesen Tönen, weich, mild und mächtig zugleich, wie sie Bassow kaum jemals gehört hatte. Zuerst war es nur eine atemberaubende Ueberraschung, die er fühlte, dann runzelte sich seine Stirn. Es konnte niemand anders als die Baronin sein, die da sang. Hier in dem Trauerhause, in dem vor so kurzer Zeit ihres ermordeten Gatten Leiche gelegen hatte, konnte sie singen! War das nicht ein Beweis für ihres Herzens Kälte?

Bassow versuchte, sich den herandrängenden Tönen zu entziehen, wandte sich ab und ging weit ins Zimmer zurück. Aber es war wie ein Zauber, der ihn faßte, der Gesang verfolgte ihn auch dort und zog ihn aufs neue ans Fenster. Sein Ohr hatte jetzt erkannt, was die Frau dort sang. Isoldens Liebestod war es, und er wußte nun: ja, das durfte sie singen, auch im Trauerhause! Das war eine Klage, so gewaltig, wie das Menschenwort allein sie niemals auszudrücken vermochte. Besiegt, verhöhnt, hingeworfen stand Bassow regungslos auf seinem Lauscherposten; mit Wonne trant er die Wunderöne dieser Stimme. Was ihm erst Irvel geschienen hatte, war ihm jetzt Offenbarung einer tief empfindenden, reinen Seele. Eine Frau, die so singen konnte, war keine Verbrecherin.

Erschüttert vom jähen Wechsel und Widerstreit seines Gefühls, blieb er noch eine Weile stehen, auch als der Gesang schon verklungen war. Aber dann zog es ihn hinab in den Park. Es war ihm eng und sehnsuchtsvoll ums Herz; es trieb ihn in die Freiheit, in Grün und Sonne. Und viel leicht, — aber das gestand er sich nicht ein, was hinter dieser Sehnsucht schlummerte.

So ging er hinunter und auf der Terrasse entlang. Kein menschliches Wesen war im Park zu erblicken. Die Sonne glänzte, brüdete, reifte die Geschenke des gütigen Sommers. Aus dem Lichte trat Bassow hinein in die schattigen Gänge des Parkes. Dort war die Marmorbank, auf der er die Baronin am Tage der Beisetzung belauscht hatte. Jetzt war die Stelle leer; nur die Statue der Diana daneben lächelte ihn an mit ihrem versteinerten Lächeln. Er setzte sich auf die Bank und sann vor sich hin. Es war ihm wohl und weh zugleich. Plötzlich aber klopfte sein Herz mit verdoppelten Schlägen. Der leise Ton eines Fußes auf dem Kies war zu ihm gedrungen. Und nun kam eine schwarze Gestalt

aus der grünen Wölbung des Laubganges hervor, ganz langsam, tief in Gedanken, den Kopf zur Erde geneigt. Im sicheren Gefühl, allein und unbeobachtet zu sein, näherte die Frau sich mit instinktiver Kenntnis des vertrauten Weges dem Plage, wo Bassow saß, und blickte nun erst auf, unmittelbar vor ihm.

Er sah, wie heißes Rot ihr ins Gesicht stieg, — ohne Frage das Rot des Jornes. Sein Klang war auch in ihrer Stimme, als sie nach einer kleinen Pause der Ueberraschung die Sprache fand. „Das ist wider die Abrede!“

Er war aufgesprungen. „Ja, ich weiß es. Aber ich bin früher zurückgekommen, um Sie noch einmal zu sprechen, und ich wußte, Sie würden meine Rückkehr nicht erwarten, wenn ich Nachricht gab. Ich möchte Sie um etwas bitten.“

„Um was?“

„Bleiben Sie noch hier! Es ist Ihr gutes Recht, und mir ist es ein furchtbar peinliches Gefühl, Sie aus Ihrem Besitz zu verdrängen. Wir werden uns einrichten, ich werde Ihnen aus dem Wege gehen und Sie in keiner Weise durch meinen Anblick belästigen. Das Schloß ist groß genug.“

Sie schüttelte langsam den Kopf. „Nein, mein Entschluß ist gefaßt. Ich verlasse Garchim. Wahrscheinlich kehre ich zur Bühne zurück.“

„Zum Theater?“

„Ja. Meine Natur taugt nicht für ein stilles, untätiges Privatleben. Hier hat mir die Verwaltung eines großen Hausstandes Ablenkung in genügendem Maße geboten. Das ist nun vorbei.“

„Also darum haben Sie gesungen?“ sagte er langsam.

„Haben Sie mich gehört?“

„Ja, — vorhin.“

„Und Sie haben sich darüber gewundert. Sie haben gedacht: in einem Trauerhause soll man nicht singen.“

Er war betroffen, wie richtig sie sein Gefühl und seine Gedanken erkannte. Doch hob er den Kopf und sagte, ihr in die Augen blickend: „Ja, zuerst habe ich das gedacht. Aber mein Urteil hat sich gänzlich geändert, als ich hörte, was und wie Sie gesungen haben.“

Ein weicherer Ausdruck verklärte ihr Gesicht. „Das ist ein gutes Wort,“ sagte sie mit freundlich verwandeltem Ton. „Ich danke Ihnen dafür. Und Sie müssen ja auch bedenken, daß die Musik mein Beruf gewesen ist und in Zukunft meine einzige Liebe sein wird.“

„Könnte sie das nicht sein, auch wenn Sie der Bühne fernblieben?“

„Hassen Sie das Theater?“

„Nein. Ich habe es einmal sogar sehr geliebt. Aber ich habe dann erkannt, daß dort die Lüge zu Hause ist.“

„Man kann auch beim Theater der Wahrheit treu bleiben. Wenn Sie mich besser kannten, würden Sie den Beweis dafür in meinem Leben finden.“

Er suchte nach einer Antwort, er hätte sie gern überredet. Im Suchen aber blieb er eine Sekunde lang stumm. Stolz erwiderte sie seinen auf sie gerichteten Blick. Und

bevor eins von ihnen wieder zu sprechen begann, wurden sie gestört. Aus dem Laubgang hervor traten Schritte, und gleich erschien auch der Diener, der zwei Briefe von großem Format in der Hand hielt.

„Was bringen Sie?“ fragte die Baronin ein wenig ungeduldig. „Zeit ist doch nicht Postzeit.“

„Nein, Frau Baronin entschuldigen, die beiden Briefe sind soeben von dem künftigen Diener persönlich abgegeben worden.“

„Vom Diener des Herrn von Breitenbach?“

„Jawohl. Der eine ist für die Frau Baronin, der andere für den Herrn Baron.“

„Für mich?“

„Ja. Ich war auf dem Zimmer vom Herrn Baron, aber weil der Herr Baron —“

„Es ist gut. Geben Sie mir her.“

Der Diener gab jedem einen der ganz gleich gestalteten Briefe und ging. Mit einem halblauten „Gnädigste Baronin gestatten“ erbrach Bassow den seinen. Was er in Händen hielt, war eine Verlobungsanzeige. Rittergutsbesitzer Erich von Breitenbach gab sich die Ehre, seine Verlobung mit Miß Edith Lowfeller aus Philadelphia mitzuteilen.

Gleichzeitig faltete Bassow das Papier wieder zusammen, um dann in äußerstem Erstaunen auf die Baronin zu blicken. Was ihn völlig kalt gelassen hatte, schien diese Frau in tiefster Seele zu bewegen. Ihre Augen glühten, ihr Atem ging rasch, ihre Hände bebten. Sie starrte nieder auf die entfaltete Anzeige, weit länger, als es nötig war, um sie zu lesen. Und auch nachdem ihre Hände mit dem Papier langsam herabgesunken waren, behielten ihre schräg zu Boden gerichteten Blicke immer noch den Ausdruck eines leidenschaftlich gespannten Suchens und Fragens.

Bassow trat einen Schritt auf sie zu. „Baronin —“

Sie aber hob die Hand, sich gegen die Störung ihrer Gedanken wehrend. Ihre Lippen bewegten sich, doch vernahm er zunächst keine Worte. Plötzlich aber warf sie den Kopf zurück und sagte laut: „Ich habe meine Absicht geändert; ich mache von meinem Rechte Gebrauch und bleibe hier.“ Dann ging sie mit einem kurzen Abschiedswinken rasch an ihm vorüber und fort.

Bassow blieb allein und schaute mit einem der Bestürzung nahen Erstaunen umher, als wenn das alles ein Traum gewesen wäre. Sein Blick fiel auf die Statue der Diana, die höhnisch herabzulächeln schien. Dann ging er langsam den Weg, den die Baronin so eilig vorangeschritten war. Er mußte seine Gedanken erst ordnen, bevor er anfangen konnte, nach einer Begründung für ihr seltsames Betragen zu suchen. Welche Bedeutung hatte diese Verlobungsanzeige für sie, wie konnte des Papiers Inhalt sie so ganz ergreifen und beherrschen? Bassow wußte nichts von dem Herrn von Breitenbach, als daß er der nächste Gutsnachbar von Garchim war und ein Freund seines verstorbenen Veters. Darin lag doch kein Grund für der Baronin sattsamloses Betragen, — denn so war es zu nehmen. Und wenn, — plötzlich blieb Bassow stehen, wie festgehalten durch einen unsichtbaren Arm. Er atmete tief und schnell, seine Augen starrten auf den Boden, wie die der Baronin es vorher getan hatten. Dann begann er zu lachen, ein heiseres, häßliches Lachen, und schlug sich mit der Hand auf die Stirn. Wie war er blind, wie war er bumm gewesen, das nicht gleich zu sehen! Sie liebte diesen Mann, diesen Herrn von Breitenbach! Damit war alles erklärt. Nur die Verlobungsanzeige eines Menschen, den man liebt, kann solche Wirkung üben. Dann aber war diese Liebe auch schon in ihr gewesen, als ihr Mann noch lebte, und wenn das der Fall war — zuerst erschrak Bassow vor dem Gedanken, um sich nach und nach mit einer schmerzhaften Wollust in ihn zu vertiefen — dann war hier das eigentliche, verborgene Motiv eines Verbrechens. Hier fand er den geheimen Grund für die Möglichkeit ihres Verlangens, von den Ehefesseln frei zu sein, vor allem aber, ein abgeändertes Testament ihres Vaters zu verhindern. Daß Breitenbach sie trotzdem verschmähte und eine andere vorzog, war kein Grund, um die Liebe der Baronin zu ihm unmöglich oder auch nur unwahrscheinlich zu machen, wohl aber gab diese Liebe die Erklärung für ihr jetziges Verhalten. Sie blieb in Garchim, weil sie nahe bei Vägin bleiben wollte, weil sie hoffte, Breitenbachs Ehe mit einer anderen doch vielleicht noch zu verhindern.

Je mehr er darüber nachdachte, um so mehr wurde für ihn diese Möglichkeit zur Gewißheit. All das langsam hingeschwindene Mißtrauen stand mit einem Male wieder vor ihm gleich einem drohenden Gespenst. Er hatte gezweifelt, er hatte vertraut, und er zweifelte nun mehr denn je zuvor. Aber warum tat ihm das Herz bei dem Zweifel so weh? Was ging es ihn an, ob die Frau, die plötzlich wieder so tief gesunken war in seinen Augen, diesen Breitenbach liebte oder nicht? Er fragte sich's, er versuchte wieder zu lachen, aber zugleich schrie etwas in ihm laut auf. Ja, es ging ihn an, es empörte ihn, es zerriß ihm das Herz! Nicht ihre Schuld mehr, ihre Liebe war es, was ihm so wehe tat. Mit einem tiefen Grausen vor sich selbst empfand er es zum ersten Male klar in diesem Augenblick: er selbst liebte diese Frau. Was er sorgsam im Dunkel gelassen hatte, woran er vorsichtig vorbeigekrochen war, das richtete sich, von der aufzudringenden Eifersucht plötzlich grell beleuchtet, vor ihm auf in kalter Deutlichkeit: er liebte sie, deren Schuld ihm niemals wahrscheinlicher gewesen war als eben jetzt.

Taumelnd, mit unsicheren Schritten wie ein Kranker oder Trunkener ging er zurück ins Schloß. Er versperrte hinter sich die Tür seines Zimmers, schlug die Läden vor dem Fenster zu, das nach dem anderen Flügel hinüber sah, und ließ stöhnend auf und nieder in dem Raume wie ein gefangenes Tier. So trieb er es, er wußte selbst nicht wie lange. Ein paarmal setzte er sich an den Schreibtisch, nahm Papier her und warf einige Zeilen darauf, um es immer gleich wieder in kleine Fetzen zu zerreißen. Endlich, als die Sonne schon zu sinken anfing, war er mit sich ins Reine gekommen, was er schreiben wollte. Nun war ein Brief in wenigen Augenblicken vollendet, und er las die festen, energischen Zeilen mit gedämpfter Stimme sich selber vor: „Gnädigste Baronin! Unsere heutige Unterredung ist gestört worden, bevor sie eigentlich zu Ende war. Sie hatten allerdings die Gnade, mir mitzuteilen, daß Sie Ihre Absicht geändert hätten und in Garchim bleiben würden. Hinsichtlich der Gründe für diesen plötzlichen Willenswechsel überließe ich mich aber meinen Vermutungen. Jedenfalls rechne ich mit der Tatsache. Unser Zusammen- oder vielmehr Nebeneinanderleben hier im Schloße dürfte sich meiner Ansicht nach am besten gestalten, wenn jeder tunlichst ein Leben für sich führt. Mit vorzüglicher Hochachtung“ — Bassow lachte laut auf, als er diese Worte las — „Euer Hochwohlgeboren ergebener Kurt Freiherr v. Bassow.“

Nachdem der Brief gesiegelt war, klingelte Bassow dem Diener und übergab ihm das Schreiben, um es der Baronin hinüberzutragen. Als er wieder allein war, begann er sein unruhiges Umherwandern und Insiehineingrübeln aufs neue. Plötzlich blieb er stehen, die Arme sanken ihm schlaff am Leibe herab, seine Lippen zuckten in herber Bitterkeit, und er murmelte vor sich hin: „Für andere Menschen bedeutet die Liebe das Glück, auf meinem Leben liegt sie als Fluch!“ Und als wenn er sich seiner Weichheit schämte, hob er sich gleich darauf stolz empor, schlug mit der Hand in die Luft und sagte: „Ach was, auch damit muß ein Mann fertig werden.“ Und er flüchtete sich an seinen Schreibtisch in die Arbeit.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Held wider Willen.

Von Franz Reinhold Benz.

Wußt ein langausgeschossener Hüne immer ein Heldeherz in der linken Brustseite schlagen haben? Nein. Die langen Rippen tuns alleine nicht, sonst wäre der Mertens wohl der herzhafte Kerl in der ganzen Umgebung gewesen, statt der verzagteste Hasenfuch zu sein. Unmerken ließ er sich das zwar nicht, denn es wäre ihm doppelt schmachvoll gewesen, bei seiner Länge, aber es grannte ihn des Nachts vor mutmaßlichen Gespenstern, und so flüchtete er sich jedesmal Mut an, wenn er nach einer Nachtschicht die zwanzig Minuten Weg durch Heide und Gebüsch nach seiner Wohnung machen mußte.

So auch heute, da obendrein Vollmond am Himmel stand und Busch und Strauch beängstigende Formen annahmen. Was half es, er mußte doch nach Hause. Eine Ausrede, nicht zu gehen, fand er nicht, und bei seiner Frau hätte er seine ganze Autorität verloren, wenn er seine Hasenfuchigkeit eingestanden.

Also sagte er den „Denkemann“ fester, jenes Topfgeschell, in dem ihm sein Eisen zur Fabrik gebracht wurde und Schritt langsam in die Mondnacht hinaus, wobei er den täglich von ihm begangenen Weg so vorsichtig abtastete, als sei es ein schwankender Pfad durch unbekanntes Sumpfgelände.

Noch war er nicht weit gegangen, da sah er weit vor sich eine gebuckte Gestalt über den Weg huschen.

„Verdammt,“ seufzte Mertens, riß Mund und Nase auf und kreuzigte sich. Ob er nun mit Gottes oder mit Teufels Hilfe den Spul gebannt hätte, genug, er war weg, spurlos verschwunden. Nach minutenlangem Bögen traute sich der Mertens endlich weiter. Und als er an die Stelle kam, wo die Gestalt über den Weg gehuscht, da war weit und breit nur der Anglistschlag seines Herzens zu hören. Zu sehen war nichts mehr.

Tief atmete Mertens auf. Das hatte noch mal gut gegangen. Also weiter. Weiter ging er aber doch nicht, ohne zur Vorsicht für alle Fälle sein großes Taschenmesser aufzuklappen und alle drei Schritte sich plötzlich umzudrehen, um jeder Ueberraschung vorzubeugen zu können.

So kam er bis zu einem Erlengebüsch, das an und für sich schon bedrohlich aussah und als er ganz nahe dabei war, raschelte es darin und ein schwerer Körper fiel zur Erde.

Gleichzeitig fiel Mertens Herz in den linken Stiefel und sein Besizer, der damit sein Gleichgewicht verloren, hielt sich mühsam schwanzend aufrecht. Seine langen Beine wurden in den Kniekehlen so schwach, daß das ganze dürre Knochengestell durcheinander schlottete und von einem leisen Anglistschweiß überrieselt wurde.

Es half kein Fluch und half kein Gebet, das Rascheln blieb. Diesmal war Mertens kein Opfer eingebildeten Spukes. Diesmal war es wirklicher Spul. Da sich aber dieser wirkliche Spul weder durch Fluch, noch Gebet bannen ließ, so mußte er wohl menschlicher Natur sein, und da Mertens nicht immerfort auf der Landstraße stehen bleiben konnte, so zog er sein Herz an dem Zwirnsfaden, woran es hing, wieder an den richtigen Fleck zurück und tat einen beherzten Schritt vorwärts.

Damit schimmerte vor ihm im Mondlicht ein breiter roter Streifen auf schmalen Untergründe auf.

Und nun hatte Mertens eine Erkenntnis und diese Erkenntnis brüllte er in seiner Ueberraschung wie einen Anglistschrei in die Gegend hinein:

„Ruf!“

Als sei dies ein Kommando gewesen, sprangen ein — zwei — drei — Russen auf und standen stramm. In ihren Gesichtern spiegelte sich nicht weniger Angst und Ueberraschung, als in dem Mertens. Denn mit den Geistern, die er da beschworen, wußte er erst recht nichts anzufangen.

Drei entsprungene Russen. — Und Mertens hatte nur sein Messer und seinen Henkelmann.

Da konnten nur Geistesgegenwart und Entschlossenheit helfen. Laufen lassen konnte er sie nicht. Er mußte sie bis zum nächsten Dorfe bringen. Das war aber ein gefährliches Stück Arbeit, denn die drei konnten den einselnen, nur mit einem Messer Bewaffneten leicht um die Ecke bringen und Reißhaus nehmen.

Das alles sagte sich Mertens in einem verzweifeltsten Augenblick, dann ließ er sein Messer im Mondlicht blitzen und zeigte gebieterisch nach der Mitte der Straße. Woher ihm dieser Mut kam, wußte er nicht, da er doch selbst am liebsten Reißhaus genommen hätte.

Sie kamen aber schön hervorgetrohen, die drei Russen und stellten sich dahin, wo Mertens wollte. Ihre dicken Mantelsäcke schleppten sie mit sich.

„Los“ kommandierte Mertens, und da sie ihn nicht verstanden, gab er dem einen einen gelinden Tritt in eine nicht näher zu bezeichnende Körpergegend und dem zweiten einen Stoß mit dem Henkelmann. Das verstanden sie und setzten sich mit kläglich hängenden Köpfen in Marsch.

Mertens wollte schon einen stillen Triumph feiern, der ihn am Staanntisch auf etwa die gleiche Stufe mit dem großen Russenfänger Hindenburg stellen mußte, aber so leicht wurde ihm der Triumph denn doch nicht gemacht.

Es ging auf ein Wäldchen zu und der eine Russe, der sich immer schon etwas seitab drückte, begann auf seine Schicksalsgenossen lebhaft einzureden.

Mertens wußte, was das zu bedeuten hatte. Sie wollten ihn überfallen und unschädlich machen. Eine Heidenangst stieg in ihm auf, aber diese Heidenangst ließ ihm zum zweiten Male Witz und Geschicklichkeit.

„Salt,“ rief er.

Die Russen blieben stehen, um zu wissen, was er wolle. Auf den breiten stupsnäsigen Gesichtern lag das Mondlicht und ließ die brutale Rohheit der Bilge schreckerregend hervortreten.

Mertens wußte, daß es um sein Leben ging und ob die Angst selbst schmerzhaft durch seine Gedärme rumorte, so bezwang er sich doch wenigstens äußerlich. Da nichts anmerken lassen. Darauf kam es jetzt an.

Wieder hob er sein Messer und sagte:

„Nix paperlepap.“

Dabei schlug er sich zur Erläuterung seines Befehles auf den Mund. Sie hatten verstanden, die Russen, denn sie begannen zu brummen, zumal der eine, der ihm besonders verdächtig vorkam.

„Wollt ihr wohl still sein?“ rief Mertens und schwang bedrohlich den Henkelmann über ihren Köpfen. Sie schwiegen, bis auf den einen.

„Wart Freunde,“ dachte Mertens, nahm den beiden Russen Mantelsäcke, Mäntel, alles, was sie bei sich hatten, ab und belud

den dritten damit, daß er die Arme nicht mehr frei bewegen konnte.

„So, und nun gehst du schön in der Mitte, damit du nicht ausrächst.“

Widerwillig ließ sich der Russe an die ihm bestimmte Stelle schieben. „March!“

Übermals setzte der Zug sich in Bewegung auf das Wäldchen zu. Nicht ganz hundert Meter lang führte der Weg hindurch und jenseits lag Mertens Haus, aber die hundert Meter waren das gefährlichste Stück Weges.

Mertens war halb am Ende seiner seelischen Kraft. Noch einmal rettete ihn ein glücklicher Einfall. Wie andere Anglistbasen im Walde zu singen anheben, so hob er an zu fluchen, daß sich die Aeste bogen. Fluchte und drohte, daß die Russen ganz Rusch wurden und sitziam ihres Weges zogen, denn jedes Bögen, jeder Laut slawischer Junge zog einen Rippenstoß des Henkelmannes nach sich. Am meisten aber wirkte sein Fluchen, denn damit bewies er ihnen gegenüber am ohrenfälligsten seine Autorität.

Wie eine Erlösung aus tiefer Hölle war es Mertens, als er mit seinen drei Gefangenen in seinem Hofraume angelangt war. Ihm war eingefallen, daß er eine alte Vogelscheibenbüchse zu Hause hatte, vom Großvater ererbt. Das Ding war nicht mehr zu brauchen, denn der Hahn war mit der Pulverspanne zusammengebrochen. Er sagte sich aber sehr richtig, daß es nur auf den Schein ankomme.

Mertens stellte seine Russen mit dem Gesicht der Hauswand zugekehrt nebeneinander auf, zückte das Messer hinter ihrem Rücken und böllerte mit dem Henkelmann so lange gegen die Türe, bis seine Frau oben im Fenster erschien.

Einen Jauchzer hätte er ausstoßen mögen. Nun war er halb gerettet aus Russennot und -Gefahr. Aber nichts anmerken lassen, wenn die Tat nicht an Wert verlieren sollte.

Hallo, Frau, aufgemacht, schnell, schnell, aufgemacht. Die Büchse her, schnell, schnell, die Donnerbüchse!“

„Waaaaaas?“

„Die Büchse, ei verflucht noch mal, die Donnerbüchse sollst du mir geben. Ich hab doch drei Russen gefangen.“

„Ach, du lieb Herrgottche.“

„Zum Donnerwetter, gib doch die Büchse her. Drei Russen gefangen, ja. Kannst stolz sein auf deinen Mann. Wollt ihr wohl still sein, ihr verfluchten Kerle? Frau, kommst du denn noch nicht bald? Das ist denn doch . . .“

Endlich ging die Türe auf und Mertens Frau erschien mit der Büchse und einer brennenden Kerze, die sie aber beim Anblick der drei Gestalten zitternd zu Boden fallen ließ.

„Ach du lieb Herrgottche, die hast du gefangen?“

„Ja, ich ganz allein,“ sagte Mertens und warf sich in die Brut. „Jetzt ist aber keine Zeit. Nachher erzähl ich dir. Ich muß zum Gemeindevorsteher.“

„Ach, du lieb Herrgottche, nochmal fort mit den Gallunken?“

„Jetzt, wo ich die Büchse hab, hats keine Bange mehr. Geh, Ruf, kennst ihr das?“ damit hielt er den Lauf auf sie gerichtet. Da hoben die drei beschwörend die Hände und steheten:

„Nix — kaputt. Nix kaputt.“

Mertens nickte befriedigt. Nun war er seiner Ueberlegenheit endlich versichert, wenn das Ding auch nicht geladen war.

„March,“ kommandierte er, „bis gleich, Frau.“

Wiederum zog er weiter und seine Frau jammerte nur ein Abers andere Mal hinter ihm her:

„Ach, du lieb Herrgottche. Ach, du lieb Herrgottche.“

Mertens brachte seine Gefangenen diesmal richtig zum Gemeindehause, wo er viel Ueberraschung und Verwirrung anrichtete, bis die Russen endlich im Spritzenhäuschen unter Obhut des Nachtwächters, der seinerseits auch die alte Donnerbüchse übernahm, untergebracht waren.

„Mertens, darauf müssen wir anstoßen,“ sagte der Gemeindevorsteher, „ich hol eine gute Flasche aus dem Keller.“

Und als sie dann saßen, meinte er:

„Nun mal erzählt, mein Lieber, wie denn, wo denn, werden wohl froh gewesen sein, die armen Teufels, daß sie im wildfremden Lande jemand fanden, der sich ihrer annahm?“

Da wurde aber der Mertens wild, als man ihm so seine Heiden-tat verkleinern wollte. Mit der Faust schlug er, allen Respekt vor dem Gemeindevorsteher außer acht lassend, auf den Tisch:

„Oho, Herr Gemeindevorsteher. Wenns nicht ein beherzter Kerl wie ich, war, dem der leibhaftige Satan nicht bange machen kann, dann hätt' ers nicht geschafft. Und das sag ich trotz allem Stolz, wo ich jetzt hab, wenn ich wüß, daß mir morgen noch mal drei Abers Weg liefern, dann tät ich lieber sechs Stunden Umwoog machen.“

Mit diesem Ausspruche war aber Mertens Ehrlichkeit erschöpft, von nun ab war er, so oft er seinen Russenfang erzählte — und er erzählte ihn oft genug — von nun an war er nur der unerschrockene Held, der sich vorn leibhaftigen Satan nicht fürchtete.

Die Stunde der Erlösung.

Bilder aus den Schreckenstagen von Mitau.

In der Zeitschrift „Das Deutschtum im Ausland“ veröffentlicht eine Baltin Schilderungen aus der schweren Zeit, die die Deutschen in Mitau und in der Umgegend zu erdulden hatten, bevor mit der Besetzung der Stadt durch die deutschen Truppen die erste Stunde der Erlösung schlug. Die Deutschen in Mitau waren, so sagt sie, gleich einem gebetteten Wilde, den Jägern preisgegeben, jähst- und rechtlos — und das aus keinem anderen Grunde als weil sie Deutsche waren. Zur Nachtzeit drang Gendarmarie in die Wohnungen und nahm Hausdurchsuchungen vor, wobei die wichtigsten Dinge verdächtig sein sollten — man verlernte jedes Erlaunen, jedes Fragen nach einem Rechtsgrund aller schlechten Behandlung, der ja auch nie vorlag. Die Wirtin der Kassen kamte keine Grenzen. Eine deutsche Grundbesitzerfrau mußte eine „Evaluations“ über sich ergehen lassen. „Die ganze schöne Herde, soweit sie noch nicht requiriert war, wurde ihr genommen, mit großer Mühe und anderen Hilfsmitteln konnte sie drei Kühe zurückbehalten, um doch wenigstens dem Necht und auch Familien, die kleine Kinder hatten, etwas geben zu können; denn da die Leute dort im großen Hof kein Vieh haben, sondern auf Milchdeputat stehen, so wären wenigstens die kleinen Kinder wohl alle umgekommen. Alle Pferde und der gesamte Viehbestand, Kühe, Schafe, Schweine, ja selbst Hühner, Gänse und Enten mußten fort — zu Tausenden wurden sie fortgetrieben aus dem bedrohten Bereich; was sie fressen sollten, war ganz gleichgültig, aber jeder requirierten Kuh, die nicht einmal bezahlt wurde, mußten 60 Pfund gutes Heu mitgegeben werden; war es nicht da, so mußte es für schweres Geld beschafft werden. Es waren einfach himmelschreiende Zustände. Manche Familien gingen in die Wälder mit ihren Tieren, aber die meisten flohen vor dem drohenden Feind und seinen Greuelthaten. Es sollten alle Vorräte an Getreide, Heu, sogar Fleisch, Salz und Gemüse, überhaupt alle Vorräte fortgeschafft oder vernichtet werden; die Felder umgepflügt und alles Wachsende vernichtet werden. Ja, es hat sogar der Befehl vorgelegen, alle Gebäude und Wälder niederzubrennen. Nun, gottlob kamen die Deutschen zu schnell herein, ehe alle diese Befehle ausgeführt werden konnten. Unsere Heimat, unser Gottesländchen wäre sonst zur Wüstenei geworden. Auch so ist schon übergenug geschehen.

Mitau war voll von Militär. Der ganze Ritterschaftsaus- schuß und der Kreditorein mußten fort; mancher ging auch freiwillig mit, aber die große Mehrzahl blieb, obgleich man sich bemüht war, daß es für uns Deutsche sehr ernst stand. Einmal war hier schon eine Deutschenhege im letzten Augenblick verhindert worden. Dann war etwa 14 Tage alles still, nur unaufhörlichen Kanonendonner hörte man, und daß die Deutschen zwölf Verst, stellenweise noch näher von hier, sich besetzt hätten. Manche Schwarzjäger glaubten schon, daß es wieder nur eine Scheinbewegung wie im April sei und sie gar nicht kommen würden. Jede Postverbindung war unterbrochen, meist war die Eisenbahn für Personenverkehr gesperrt, nur ab und zu durfte ein Personenzug gehen.

Am 5. Juli war Tatum besetzt worden. Nun ging es ernstlich los. Die Polizei zog ab, und es wurde, wie schon im April, schnell eine Bürgerwehr gegründet. Der „sieghafte Rückzug“ begann, aber da jetzt an verschiedenen Stellen dafür bereits Bränden über die Ma geschlagen waren, so war der nicht so zusammengedrängt und sichtbar wie im April. In der Nacht vom 18. zum 19. Juli wurden hier alle Fabriken, Elektrizitätswerke, der Bahnhof mit seinen sämtlichen Werkstätten und Nebengebäuden gesprengt oder niedergebrannt. Alle Holzstapelplätze ließ man mit Hilfe von viel Petroleum gleichfalls in Flammen aufgehen, natürlich brannten auch viele Wohnhäuser mit ab. Es war entsetzlich! Am Vormittag durchzogen trunkene Kosaken und andere im Waffentod stehende russische Vorden die Straßen, plünderten die Läden, drangen sogar in einzelne Wohnungen und bedrohten die Deutschen; einer Frau wurde auf der Straße von einem Kosaken der Schädel geplatzt. Gottlob hatte ein deutscher Flieger am Morgen früh die Beförderung hier gesehen und Nachricht gebracht, daraufhin waren dort Telegramme gewechselt worden und der Befehl gekommen, sofort Mitau zu nehmen. Um die Mittagszeit etwa ging die Beschießung los. Die Granaten krachten, es war ein Getöse, wie es von uns allen wohl noch nie jemand gehört. Dazwischen noch die letzten Sprengungen der Eisenbahnbrücken. Was wir konnte, war in die Steinhäuser geschüßt, viele in die Keller. Schon gegen 4 Uhr hielten die Deutschen von den verschiedenen Seiten ihren Einzug in die Stadt. Aus durchaus glaubwürdigen Quellen hörten wir nachher von verschiedenen Seiten, daß um 5 Uhr eine Deutschenhege hatte stattfinden sollen. Nun, ob wahr oder nicht wahr — daß wir in größter Gefahr waren, zeigte die Vormittagsstimmung, und wir alle hatten das Gefühl, daß Gott uns in den deutschen Truppen unsere Lebensretter geschickt hatte. Dies Gefühl brach sich mit so hoher Urganz- walt Bahn, daß die Ketten mit Jubel emspannen wurden, mit Willkommengrüßen, Zigarren, Speisen und Labetrunk ihnen entgegenelaufen wurde.

Jubelstürme, Lob- und Danklieder durchstoben das Herz. Die Deutschen in Mitau! Unser Mitau, wir Baltin hier in deutschen Händen, in deutschem Schutz! Deutschland zu uns gekommen, frei, frei! Wer dies Jahr nicht durchlebt, kann es nicht fassen, was das für ein Gefühl war, und was das für ein Gefühl ist.“

Vermischtes.

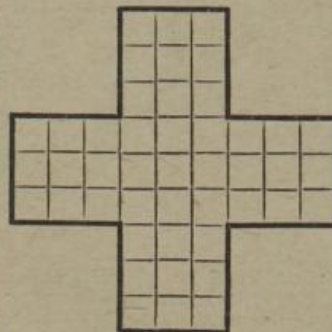
* Französischer Vandalismus in Mazedonien. Die zahlreichen Niederlassungen der deutschen Landwirte in Süd-Mazedonien, die für die ganze Landwirtschaft Mazedoniens vor- bildlich waren, haben in den letzten Kämpfen schwere Schäden davongetragen, während sie in den beiden vorhergegangenen Kriegen (dem ersten Balkankrieg und dem serbisch-griechisch-bulgarischen Kriege) verhältnismäßig nur wenig gelitten haben. Nach näheren Mitteilungen, die einem Mitarbeiter aus der dortigen Gegend zu- gegangen sind, haben die Franzosen, nachdem sie von den Bulgaren geschlagen und zum Rückzuge gezwungen worden waren, alle Gebäude dieser Güter niedergebrannt. Vor dem Brande wurden die Ge- bäude ausgeplündert, und die Franzosen hausten dabei wie die Bandalen. Insbesondere ist das größte Gut, Palekura, dessen Ge- höft mit seinen zahlreichen Gebäuden, in welchen Hunderte von Feldarbeitern mit ihren Familien untergebracht waren, einem mittleren Dorfe gleich, vollständig in Asche gelegt worden, und es steht kaum mehr ein Stein über dem andern. Damit ist den fleißigen Landwirten, die ohnehin durch die Kriege seit 1912 schon schwer geschädigt waren, und die seit Beginn des Weltkrieges auch von ihren Besitzümern enteignet wurden, so daß Fremde darin nach Belieben schalten und walten konnten, ein kaum wieder gut zu machender Schaden zugefügt worden; die Frucht jahrzehntelanger mühevoller Arbeit ist in blindem Wüten vernichtet worden — nicht etwa von Türken, von Komitatsschis, Albanern, Bulgaren oder Serben, sondern von den „Trägern der Kultur“, den Franzosen!

Büchertisch.

— Herr, Der lange Balthasar. (Cotta'sche Buch- handlung, Stuttgart und Berlin.) Herr, der bekannte Verfasser des Buches „Der König der Bernina“, schildert in vorliegendem Werke „Der lange Balthasar“ die Schicksale eines armen Schreinerge- sellen, der als Findling zur Welt kam und bei seiner Armen- erziehung vom Heißhunger befallen wurde. Sein Schicksal ist meisterhaft mit dem eines Liebespaares verknüpft, das durch ihn getrennt und wieder vereint wird. Die Handlung erhält ihren besonderen Reiz durch die Schilderungen des Hochgebirges, in dem sie sich abspielt. Alte volkstümliche Spiele sind eingeflochten, Erdgeruch durchzieht das Buch und die wechselnde Gestaltung der Natur ist wie ein Wider- spiel der menschlichen Stimmungen. Ein solches Buch, das weit ab vom Weltkrieg und seinen Begleiterscheinungen in einen paradiesisch abgeschlossenen Erdenwinkel hineinleuchtet, löst zumal in diesen Zeiten eine besonders wohlthuende Wirkung aus.

— Wiking-Bücher. Bd. 14: Paul Grabein, Der Brief der Sibylle Brand. (Verlag der Wiking-Bücher, Leipzig.) In Leinen 1 Mark. — Die besten Romane hat noch immer das Leben geschrieben, und so hat denn auch eine Laune des Zufalls vor Jahren dem Verfasser in seltsamer Weise, beim Kauf eines alten Mobiliars, einen Brief in die Hände gewipelt, von einer unbekanntem Frauenhand, an den Mann, den sie liebte. Weder Adresse noch Unterschrift trug dieses Schreiben, so daß der Schleier eines ungelösten Geheimnisses über diesem Briefe blieb, der das menschliche Dokument einer starken Persönlichkeit von seltener Aufrichtigkeit und mit tiefen seelischen Hintergründen darstellte. Lange hat den Verfasser dieser Briefe innerlich beschäftigt, seine dichterische Schöpfungskraft hat sich um ihn gerant, und so ist denn endlich daraus der vorliegende Roman erwachsen.

Kreuzrätsel.



In die Felder nebenstehender Figur sind die Buchstaben
 a a o o e e g g h h h h i i
 i i j l l l l l n n o o o o s s p p
 r r r r s s s s t t t t u u
 derart einzutragen, daß die senkrechten und wagerechten Reihen gleichlautend folgendes ergeben:

1. Stadt in Dänemark.
 2. Eine Pflanzengattung.
 3. Französischer Revolutionär.
- Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Charade in voriger Nummer:
 Störkried (Stör, Frieden).